

Title	Entstehungsgeschichte der deutschen Auslautverhärtung --am Beispiel der altsächsischen Heliand-Handschriften
Author(s)	Kawasaki, Yasushi
Citation	ドイツ文学研究 (2018), 63: [1]-[15]
Issue Date	2018-03-25
URL	http://hdl.handle.net/2433/230219
Right	
Type	Departmental Bulletin Paper
Textversion	publisher

Entstehungsgeschichte der deutschen Auslautverhärtung – am Beispiel der altsächsischen Heliand-Handschriften –

Yasushi Kawasaki

1.

Die altsächsischen Heliand-Handschriften haben aufgrund ihrer komplexen und schwer interpretierbaren sprachlichen Charakteristik seit langem die Aufmerksamkeit der germanistischen Sprachwissenschaft auf sich gezogen. Das Nebeneinander von Varianten unterschiedlicher Provenienz lud zu teils erheblich voneinander abweichenden Spekulationen über die mögliche Herkunft des Verfassers und der einzelnen Handschriftfragmente ein. Neue Impulse haben diese Forschungen durch die Fortschritte im Bereich der historischen Phonologie (Woods 1975), vor allem aber durch die Entwicklung einer historischen Graphematik seit den 1970er Jahren erfahren. So legte Odwarka (1973) für den Bereich des Konsonantismus eine umfassende graphematische Studie zur Heliand-Handschrift M vor, die die Graphienhäufigkeit in verschiedenen Umgebungen detailliert dokumentierte.¹ In der vorliegenden Arbeit wird nun erstmals die graphematische Variation in den fünf überlieferten Handschriften des Heliand in Hinblick auf mögliche Lenisierung- und Fortisierungstendenzen systematisch untersucht. Anders als in den älteren Studien wird hier das rekonstruierte Konsonantensystem des Westgermanischen als Referenz hinzugezogen, so dass es möglich ist, Aussagen zu Tendenzen im Sprachwandel zu treffen, sofern die Schreibsprache sie reflektiert.

2-1.

Die Definition des Begriffs ‘Auslautverhärtung’ ist in der gegenwärtigen Forschung sowohl hinsichtlich der phonologischen Kennzeichnung als auch hinsichtlich der betroffenen Konsonanten uneinheitlich. In Bezug auf die lautliche Realisierung wird im folgenden von einem Wechsel zwischen inlautender Lenis und auslautender Fortis ausgegangen. Dies stützt sich auf die empirischen Befunde, die belegen, dass die perzeptuelle Unterscheidung von /b, d, g/ und /p, t, k/ im Deutschen vor allem auf einem Intensitätskontrast beruht und die Stimmhaftigkeit fast belanglos ist.

Auf Basis der schreibsprachlichen Überlieferungen ist es durchaus bekannt, dass der Wechsel zwischen inlautender Lenis- und auslautender Fortisgraphie, der als charakteristisch für die hochmittelalterlichen Schreibsprachen gilt, seit dem 13. Jahrhundert in den Texten immer mehr zurückgegangen und bis zum Ende des 16. Jahrhunderts teilweise vollständig verschwunden war. Dies liegt die Vermutung nahe, dass diese lautliche Alternanz in der gesprochenen Sprache an Bedeutung verloren hatte. Es gibt andererseits eine Auffassung, dass die historische Auslautverhärtung, wie sie um 1200 ihre deutlichste Ausprägung aufwies, durch einen phonologischen Wandel bis zur Neuzeit wieder beseitigt worden sei, in dem schreibsprachlichen Abbau der auslautenden Fortisgraphien ein Nachvollzug dieser Lautentwicklung sah.²

	Alternanz	Beispiele
Labiale	⟨b⟩ - ⟨p⟩	<i>lobes – lop</i> ‘Lobes – Lob’
Dentale	⟨d⟩ - ⟨t⟩	<i>eides – eit</i> ‘Eides - Eid’
Gutturale	⟨g⟩ - ⟨c⟩	<i>slages – slac</i> ‘Schlages - Schlag’

Abb.1: das System der Obstruentenalternanzen

Pauls (²³1989:130) Definition der Auslautverhärtung: „Stimmhafter Verschlusslaut wird im Wortauslaut sowie im Silbenauslaut vor Fortis im klassischen Mhd. stimmlos,“ [...] „dieser oft ‘Auslautverhärtung’ genannte Stimmtonverlust ist in der Übergangszeit vom Ahd. zum Mhd. eingetreten.“ Diese Definition konnte sich seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts weitgehend in den Handbüchern durchsetzen und kann daher als Grundlage der gegenwärtigen Standardtheorie gelten. Sievers (1876:65) war bereits auf Grund von phonetischen Untersuchungen zu dem Ergebnis gekommen, dass im Deutschen und insbesondere im Oberdeutschen die Plosivreihen vor allem durch das Kriterium der Intensität, also durch einen Lenis-Fortis-Kontrast, unterschieden werden. In Hinblick auf die Auslautverhärtung weist Michels (⁴1921:140) ausdrücklich darauf hin, „daß es sich nicht wie in der neuhochdeutsch-norddeutschen Umgangssprache um einen Wechsel von tönendem und tonlosem Laut handelt, [...] sondern daß der Gegensatz in erster Linie ein Intensitätsunterschied ist.“³

2-2.

Über die Geschichte der nhd. Auslautverhärtung⁴ hat bis weit in die erste Hälfte

des 20. Jahrhunderts eine tiefgreifende Kontroverse bestanden, die auch deshalb bemerkenswert erscheint, weil sich hinter ihr über alle Schulen hinweg ein Nord-Süd-Gegensatz innerhalb der deutschen Germanistik abzeichnet. Dabei gingen die Vertreter des Nordens, zu denen etwa Weinhold (1852), Wilmanns (1880) und Paul (1911) gehörten, davon aus, dass die historische Auslautverhärtung des Mhd. in der gesprochenen Sprache bis heute fortgelebt habe und daher von einer kontinuierlichen Wirksamkeit dieses Lautgesetzes auszugehen sei. Demgegenüber waren die Vertreter des Südens, zu denen von Bahder (1890), Moser (1909), Behaghel (³1911), Sütterlin (1924) und Mausser (1933) zu rechnen sind, der Auffassung, dass die mhd. Auslautverhärtung schon im Spätmittelalter in der gesprochenen Sprache untergegangen sei. Dementsprechend wäre die nhd. Auslautverhärtung eine ursprünglich norddeutsche Lauterscheinung, die sich erst in neuerer Zeit in den Süden ausgebreitet hat und also in diesem Sinne eine Restituierung darstellt.

In dieser Diskussion spielte von Anfang an die schreibsprachliche Überlieferung eine bedeutende Rolle. Die Vertreter der Kontinuitätsthese berücksichtigten diesen Tatbestand in der Weise, dass sie den Rückgang der graphematischen Alternanz als ein rein schreibsprachliches Phänomen betrachteten, während Wilmanns (1880:108) bereits das morphematische Prinzip zur Erklärung heranzog und später in seiner „Deutschen Grammatik“ (1893:130) die These formulierte: „Unser jetziger Sprachgebrauch folgt der oberdeutschen Art; die Schrift dagegen hat die Übereinstimmung von In- und Auslaut zur Regel erhoben.“

Behaghel (³1911:180) schließt in seiner „Geschichte der deutschen Sprache“ seine Behandlung des altdeutschen Wechsels zwischen inlautender Lenis und auslautender Fortis mit den Worten: „Die Regel, wonach Lenis im Auslaut zu Fortis werden muss, ist heute nicht mehr – wenigstens nicht mehr überall lebendig; wo in den heutigen Mundarten, sei es durch Übertragung, sei es durch Abfall eines auslautenden e, die Lenis in den Auslaut getreten ist, kann sie erhalten bleiben.“ Ähnlich stellt Sütterlin (1924:252) in seiner „Neuhochdeutschen Grammatik“ fest, dass sich der „Wechsel zwischen schwachem Konsonant im Wortinnern und starkem im Auslaut, wie ihn das Mhd.“ durchgeführt hat, in einigen südbairischen und südschweizerischen Gebieten erhalten hat und fährt dann fort: „Sonst macht die Schweiz in Verfolg einer seit dem 14. Jh. im Süden einsetzenden Neigung zwischen In- und Auslaut [...] ebenso wenig mehr

einen Unterschied wie das übrige Sprachgebiet.“ Mausser (1933:486) schließlich bestätigt in seiner „Mhd. Grammatik“ die Beseitigung der mhd. Auslautverhärtung auch für die gesprochene Hochsprache des Südens: „Das Nhd. hat die Auslautverhärtung in vielen Mundarten und im süddeutschen Typ der gesprochenen Schriftsprache bis auf wenige isolierte Reste [...] wieder beseitigt. Restlos, auch im Norden, ist sie beseitigt in der Schrift.“ Die Entscheidung zugunsten des heute allgemein akzeptierten norddeutschen Standpunktes geht letztlich auf Paul (⁸1911:35) „Mhd. Grammatik“ zurück, der die alte lakonische Regelformulierung „Media wird im silbenanlaut oder wenn noch ein zu der gleichen silbe gehöriger consonant folgt, zur tenuis“ mit der erweiterten Anmerkung versah⁵: „Die handschriften sind in der bezeichnung der verhärtung nicht so consequent. Seit dem ende des 13. jahrh. wird die angleichung an den silbenanlaut meist durchgeführt also *tag, neig, neigte*“. Damit war also Willmanns Annahme, dass die Auslautverhärtung in der gesprochenen Sprache kontinuierlich fortbestanden habe und nur aufgrund des neuen morphematischen Schreibprinzips nicht mehr erkennbar sei, bereits auf das 13. Jahrhundert übertragen worden und hatte zugleich Eingang in das für die Zukunft maßgebliche Standardwerk gefunden. Pauls Änderung von 1911 kann vor dem Hintergrund seiner schriftgeschichtlichen Auffassungen als durchaus folgerichtig angesehen werden. Denn er hatte bereits 1880 in den „Principien der Sprachgeschichte“ eine Theorie über den „natürlichen Entwicklungsgang“ von Schreibsprachen konzipiert, der vom phonographischen über das etymologische zum semantischen Prinzip führe, so dass es nahe lag, den ersten Evolutionsschritt mit dem graphematischen Rückgang der Auslautalternanzen in Verbindung zu bringen. Außerdem ging er intuitiv von der aus norddeutscher Sicht naheliegenden, aber unter empirischem Aspekt weder damals noch heute gesicherten Annahme aus, dass der nhd. Auslautverhärtung überall in Deutschland die gleiche Realität zukomme, was etwa in seiner Äußerung deutlich wird „Man kann im nhd. ohne schaden *lebte* mit *b* schreiben, weil die sprache im silbenauslaut überhaupt keine unterscheidung zwischen *b* und *p* kennt.“ Da Paul aber keine Hinweise auf die Grundlagen seiner Auffassung gegeben hat, kann seine Erklärung vorerst nicht mehr als den Status einer ihm wahrscheinlichen Hypothese besitzen.

3-1.

Für das Altsächsische gehen die Meinungen weit auseinander. Nach Rauch (1992) lässt sich bei den Heliand-Handschriften der Entwicklungsgrad der Auslautverhärtung feststellen: „time differences in the same phonological change“ (S.99-100). Sie hält die graphische Variation für „orthographic lag in view of the phonological rule of final devoicing“ (S.99). Sie glaubt die Auslautverhärtung sei in der altsächsischen Periode natürlich. Die Auslautverhärtung kommt dort aber, da man nicht phonographisch schrieb, nicht zum Ausdruck. Sie äußert: „the <-d> is most frequent; the Old Saxon language considers <-d> for [-t] orthographic lag.“ (S.118) oder „very general are word final devoicing, yielding [p, f, t, β, k, x, ç].“ (S.138) In ihrer Beschreibung (S.113, 117-8, 124-5) fasst sie zusammen, dass die altsächsischen Phoneme /b/, /d/ und /g/ im Auslaut wie in [p], [t] und [k] stimmlos ausgesprochen worden seien. Gründe dafür, dass die Auslautverhärtung damals so gefestigt war, werden nicht angegeben. Im Gegensatz dazu nennt Holthausen (1921:83) einen Grund der Schwankung der altsächsischen Auslautverhärtung: „im Auslaut ist b wohl wie d und g stimmlos geworden, doch herrscht etymologische Schreibung wie in *lamb* ‘Lamm’.“¹ Er äußert sich in Bezug auf die Dentale folgendermaßen (S.83): „d ist in Silben- und Wortauslaut stimmlos, d.h. zu t geworden. Häufiger ist jedoch die etymologische Schreibung mit d.“ Dieses d im Auslaut war nach ihm stimmlos: „d statt t im Auslaut, z.B. *hold* ‘Holz’, beruht darauf, dass d in dieser Stellung stimmlos geworden ist“ (S.80). Gallée (³1993:188) ist der Meinung, dass der ursprünglich stimmlose Reibelaut zunächst stimmhaft wird, dann vereinfacht sich der Reibelaut zum Verschlusslaut, der auslautend verhärtet. Weiter heißt es bei Gallée: „im auslaut muß d stimmlos geworden sein; schon im Heliand treten abwechselnd d und t auf.“ (S.183) Cordes (1973:230) behauptet aber, dass die Auslautverhärtung in der altsächsischen Zeit noch nicht ganz gefestigt ist: „am wahrscheinlichsten ist, daß [...] ‘Auslautsverhärtung’ in späterer altnd. Zeit vorliegt,“ aber ob „diese Position (=Finalposition) [...] die Distinktionen inl. /d/ ≠ ausl. /t/ und inl. /ð/ ≠ ausl. /β/ (oder etwa /t/) ausschließt, läßt sich aus der altnd. Variierung kaum mit Sicherheit ablesen.“¹ Odwarka (1982:326) hat nur die Handschrift M. untersucht und festgestellt, dass es damals schon Evidenz für die Festigung der Auslautverhärtung gab. Basierend auf dieser Studie argumentiert er: „Some data point to unvoicing of all final consonants by the end of the Old Saxon period,“ und er zitiert in diesem Zusammen-

hang Holthausen (1921:83): „The possibility of the unvoicing of all *d*'s in final position must be considered. [...] Phonemic assignment of dental graphs is difficult because of the scribe's inconsistency in spelling what seem to be identical forms.“ Odwarka (1982) kommentiert: „insgesamt war die Auslautverhärtung gegen Ende der altsächsischen Periode fast vollständig durchgeführt,“ während Paul (²³1989:§100) darauf hingewiesen haben, „daß die Handschriften in der Bezeichnung der Verhärtung nicht so folgerichtig sind.“⁶

3-2.

Die Auslautfortisierung und die Inlautlenisierung sind im Hochdeutschen und Niederdeutschen zu einem einzigen Alternanzsystem zusammengewachsen, das häufig als ‘Auslautverhärtung’ oder ‘final devoicing’ bezeichnet wird. Die beiden westgermanischen Obstruentenreihen {b, d, g} und {f, þ, s, h} zeigen bereits in den frühesten germanischen Schreibüberlieferungen stellungsbedingte graphematische Alternanzen, die auf eine allophonische Realisierung deuten. Dabei erscheinen für den westgermanischen Lenisfrikativ {b} im Auslaut die Fortisgraphien <f> bzw. <p>, für {d} <þ>, für {g} <h> bzw. <c>, was in der Forschung übereinstimmend als eine Fortisierung des Auslauts verstanden wird, die überall dort, wo An- und Inlaut stimmhaft realisiert wurden, auch mit einem Verlust des Stimmtons verbunden sein muss. Da dem Fortis-Lenis-Kontrast (Intensitätskontrast) sowohl unter diatopischem wie unter diachronischem Aspekt eine größere Reichweite zuzuordnen ist als dem Stimmttonwechsel, werden diese Alternanzen mit dem Terminus Auslautfortisierung bezeichnet. Hier wird als Ziel der vorliegenden graphematischen Analyse angegeben, phonologische Systeme des altsächsischen Dialekts zu überprüfen und die diachronische Entwicklung des Konsonantismus und seiner graphematischen Realisierung im altsächsischen Sprachraum aufzuzeigen.

Anhand der Daten der Heliand-Handschriften werden Probleme behandelt, die typisch für die altsächsische Zeitstufe sind, vor allem hinsichtlich der Lautentwicklungen (Inlautlenisierung und Auslautfortisierung) im Altsächsischen.⁷ Als Bezugssystem wird für das Konsonantensystem des Westgermanischen am Beispiel der Dentale, d.h. {þ} und {d} rekonstruiert. Gegenstand der Untersuchung sind hier hauptsächlich Verba und Nomina. Aus den Listen für die Handschrift M ergibt sich folgende quantitative Verteilung.

Lautpositionen	⟨th⟩	⟨d⟩	⟨ð⟩	⟨ht⟩
-nþ-	16,7%	83,3%	–	–
-nþ#	–	100,0%	–	–
-(n)þ-	23,0%	62,4%	14,6%	–
-(n)þ#	–	100,0%	–	–
-lþ-	–	97,5%	2,5%	–
-lþ#	–	95,0%	–	5,0%
-rþ-	–	83,8%	16,2%	–
-rþ#	–	63,3%	36,7%	–
-Vþ-	17,1%	76,7%	6,2%	–
-Vþ#	12,5%	75,6%	11,3%	0,6%

Abb.2: Verteilung der Dentalgraphien in der Heliand-Handschrift M auf die Lautkontexte von {þ} in Prozent je Morphem

Aus den Listen für die Handschrift C ergibt sich folgende quantitative Verteilung.

Lautposition	⟨th⟩	⟨d⟩	⟨ð⟩	⟨t⟩	⟨ht⟩
-nþ-	16,7%	83,3%	–	–	–
-nþ#	–	100,0%	–	–	–
-(n)þ-	90,8%	0,8%	8,4%	–	–
-(n)þ#	43,3%	5,0%	26,7%	25,0%	–
-lþ-	–	83,3%	16,7%	–	–
-lþ#	–	100,0%	–	–	–
-rþ-	78,7%	10,0%	11,3%	–	–
-rþ#	–	27,1%	–	–	–
-Vþ-	74,0%	10,6%	15,0%	0,4%	–
-Vþ#	45,8%	20,0%	16,4%	16,4%	1,4%

Abb.3: Verteilung der Dentalgraphien in der Heliand-Handschrift C auf die Lautkontexte von {þ} in Prozent je Morphem

Im Folgenden werden Indizien der Auslautverhärtung in den Schreibsystemen der Handschriften M und C dargestellt. Es wird untersucht, wie das gleiche Morphem im In- und Auslaut erscheint. Das Augenmerk liegt hier darauf, wie die LP {d} in M und C

repräsentiert wird.

Lautposition {d}	<th>	<d>	<ð>	<t>	Summe
Inlaut nach Nasal	-----	100,0%	-----	-----	100,0%
Auslaut nach Nasal	-----	100,0%	-----	-----	100,0%
Inlaut nach {l}	-----	100,0%	-----	-----	100,0%
Auslaut nach {l}	-----	100,0%	-----	-----	100,0%
Inlaut nach {r}	-----	100,0%	-----	-----	100,0%
Auslaut nach {r}	-----	97,0%	-----	3,0%	100,0%
Inlaut intervokalisches	-----	100,0%	-----	-----	100,0%
Auslaut nach Vokal	-----	94,0%	-----	6,0%	100,0%

Abb.4: Realisation von {d} in der Handschrift M

Lautposition {d}	<th>	<d>	<ð>	<t>	Summe
Inlaut nach Nasal	-----	100,0%	-----	-----	100,0%
Auslaut nach Nasal	-----	100,0%	-----	-----	100,0%
Inlaut nach {l}	-----	100,0%	-----	-----	100,0%
Auslaut nach {l}	-----	100,0%	-----	-----	100,0%
Inlaut nach {r}	-----	82,0%	18,0%	-----	100,0%
Auslaut nach {r}	10,0%	85,0%	5,0%	-----	100,0%
Inlaut intervokalisches	-----	84,0%	16,0%	-----	100,0%
Auslaut nach Vokal	-----	86,0%	-----	14,0%	100,0%

Abb.5: Realisation von {d} in der Handschrift C

Bei der Untersuchung der verbalen Konjugation sollte beim grammatischen Wechsel der Formenausgleich durch Analogie in Betracht gezogen werden. In der Heliand-Handschrift C gibt es z.B. folgende lexeminterne Variation: *wart* (5mal) ‘er wurde’ (Prät. Sg.) hat als Varianten *warth* (163mal), *ward* (einmal) und *warð* (7mal). Dabei müsste der Zusammenhang der graphischen Variation des Lexems *werþ-* ‘werden (Präs.)’ berücksichtigt werden, d.h. *wert* (niemals), *werth-* (122mal), *werd-* (29mal) und *werð-* (12mal). Das hohe Verhältnis der Graphie <th> bei *warth* (163mal) könnte von der Graphie <th> von *werth-* (122mal) beeinflusst sein. Bei anderen Verben findet sich in

der Handschrift C nicht selten <þ> in der Form des Prät.Sg.. Im Gegensatz dazu ist bei Nomina in den Handschriften M und C die Graphie <þ>, und zwar in einer freien graphischen Variation, öfter zu finden: z.B. *dot* ‘Tod’ in C für die Lautposition {þ}. Diese Belege könnten als Beweis dafür dienen, dass die Auslautverhärtung in unterschiedlichem Entwicklungsgrad schon in der altsächsischen Zeit einigermaßen gefestigt war. Da sich die Anfänge der Entwicklung der Auslautverhärtung schon im Heliand zeigen, müsste es Gründe für die gleichzeitige Bewahrung von <d>, <ð> geben. Der Hauptgrund wäre, dass der Formenausgleich im morphologischen Sinne dort fungierte, wo eine lexeminterne Variation, z.B. in M *hort* (einmal) : *hord* (7mal) ‘Hort’ vorliegt, d.h. das Lexem *hord* neigt dazu, im Wortkern sowie in dessen obliquen Formen in einer Form aufzutreten, wie z.B. in *hord*. In obliquen Formen ist der Lautkontext oft ‘im Inlaut’, deshalb vollzieht sich die Auslautverhärtung in diesem Fall nicht so oft. In solchen Fällen zeigt sich sogar in M und noch öfter in C in der Tat gelegentlich die Kennzeichnung der Auslautverhärtung. Insgesamt kann man sowohl bei den Nomina als auch bei den Verba bei der Handschrift C einen relativ hohen Grad an Variation erkennen. Bei C findet sich deutlich häufiger <þ> (sogar schreiberspezifisch) als bei den anderen Handschriften, wenn man Lexeme mit <þ> vollständig anführen will, da die Graphie für eine Auslautverhärtung spricht. Bezüglich der Gutturale scheint die Fortisierung des Auslauts schon im Altsächsischen mehr oder weniger etabliert gewesen zu sein.⁸ In den meisten Fällen erscheint im Heliand im Auslaut *g*: *drôg*, *ênig*, usw. Einmal steht *ôdoc* für *ôdag* ‘reich an Besitz’ (M1640); sonst steht *c* für *g* im Auslaut bloß bei *ng*. In bestimmten Lautkontexten, außer auslautenden erscheint <k> für {g}, wie z.B. *githenkian* (C646) im Lautkontext ‘nach n’, oder *êcsan* (M2404) im Lautkontext ‘vor s’. Der Grund dafür liegt darin, dass die explosive Aussprache des *g* durch Verschärfung zu *k* führte (vielleicht bloß schriftlich), und es entstand die Schreibung mit *k*, da *g* für die weiche Spirans verwendet wurde. Weiterhin findet sich *h* statt *g*. Dies beweist, dass die Aussprache von <g> spirantisch war, doch gibt es innerhalb einer Handschrift oder zwischen Handschriften Schwankungen, wie z.B. *manag* : *manah* in C; oder *bidrôg* in M : *bidrôh* in C. Nur nach einem Nasal tritt die Graphie <g> im Auslaut, und zwar in der Verbindung <-ng> auf. Außerdem gibt es ein Beispiel des <-g>-Schwundes vor Konsonanten, und zwar zweimal *lan-sam* ‘langdauernd’ in C. Man kann auch feststellen, dass die Auslautverhärtung im Silbenauslaut in einem Lautkontext unsicher ist. D.h., ob *g*

im Silbenauslaut vor *l* und *n*, z.B. *lōgna* ‘Flamme’ usw., noch stimmhaft oder schon stimmlos ist, lässt sich nicht entscheiden. Die spätere Entwicklung (mnd. *lōch(e)ne*) spricht für das Letztere.⁹

4. Ausblick

Hier wurden die Realisierungen der Konsonanten in In- und Auslaut genauer unter die Lupe genommen, um zu prüfen, ob sich aus dem graphematischen Befund Hinweise auf eine mögliche kontextbedingte Lenisierung und/oder Sonorisierung finden lassen, wie sie z.B. beim Frikativ *f* in altsächsischen Quellen zum Ausdruck kommt (*hof* - *hoves*). Die in der Forschung vertretenen Thesen wurden in 2.2 und 3.1 zusammengefasst, und im Anschluss wurden sie an den Befunden aus der graphematischen Analyse der Heliand-Handschriften überprüft.¹⁰ Hierbei kommen wir zum Ergebnis, dass die Auslautverhärtung der Dentale mit anderen Verschlusslauten und Frikativen (Labiale, Gutturale) mehr oder weniger fungieren, wobei es in Bezug auf den Entwicklungsgrad der Erscheinung unter den Handschriften Schwankungen gibt, während die Lenisierung je nach Lautkontext in unterschiedlichem Maße durchgeführt wird.

Die Auslautfortisierung ist eine für die gesamte Festlandgermania bezeugte Obstruentenalternanz, die aus einer auslautenden Fortisierung von Lenisobstruenten und einer inlautenden Lenisierung von Fortisobstruenten hervorgegangen ist.¹¹ Sie wird bereits seit Beginn der Schriftlichkeit im 8. Jahrhundert bezeugt. Die nhd. Auslautverhärtung ist als Ergebnis der sprachhistorisch orientierten Reformbestrebungen zu verstehen, die seit der Mitte des 19. Jahrhunderts die Vereinheitlichung der deutschen Sprache durch eine Rückbindung an das Mhd. erreichen wollten. Der Anknüpfungspunkt dieser Reform in der neuzeitlichen Sprachwirklichkeit beruhte auf Traditionen des Alternanztyps (Nordwest),¹² die im niederdeutschen Sprachgebiet lebendig geblieben waren. Der Begriff der ‘mhd. Auslautverhärtung,’ der sich seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts durchgesetzt hat und sich ausschließlich auf die Plosivalternanzen in der Verteilung der klassischen Literatursprache bezieht, ist für eine wissenschaftliche Beschreibung der historischen Auslautverhärtung aus mehreren Gründen ungeeignet. Mit ihm können die regionalen Alternanzverteilungen innerhalb des Sprachgebietes nicht charakterisiert werden, er verdeckt die genetischen Zusammenhänge mit den entsprechenden Erscheinungen im Ahd..

- 1 Hierbei wurde jedoch aus methodischen Gründen der Bezug auf die historischen Referenzlaute systematisch ausgeblendet, so dass prinzipiell keine Möglichkeit bestand, aus der vorliegenden Orthographie Rückschlüsse etwa auf diachronische Entwicklungen wie Lautkollisionen oder kontextspezifische Lautdifferenzierungen zu ziehen.
- 2 Bezüglich der westgermanischen Reihe der Fortisfrikative lassen sich ebenfalls schon in den ältesten Texten Alternanzen beobachten, wobei für {f} im Inlaut <v, u, b> erscheint (Gallée ³1993:229), für {þ} <d> oder Ähnliches (Gallée ³1993:280), für {h} ist die Lenisierung durch die häufige Auslassung des inlautenden <h> bezeugt (Gallée ³1993:260), und für {s} lässt sich die Lenisierung nur aufgrund von Einzelschreibungen vermuten. Diese Inlautlenisierung wird in großen Teilen des Sprachgebietes mit einer Sonorisierung verbunden gewesen sein, da aber die Intensitätsminderung offensichtlich der weitreichendere Kontrast gewesen ist, wird diese Erscheinung als Inlautlenisierung bezeichnet.
- 3 Über den Stand der Auslautverhärtung im germanischen Sprachgebiet während des 8.-10. Jahrhunderts sind die Auffassungen nicht einheitlich. Für das Althochdeutsche ist die Erscheinung empirisch gut belegt, aber in den Grammatiken nicht genügend berücksichtigt. Vaught (1977) hat anhand der Schreibungen für die in- und auslautlichen Reflexe von wg. *b, *d, *g, *þ im Ahd. (Otfrid, Isidor, Tatian, Benedikterregel und andere kleinere Denkmäler) Belege der Auslautverhärtung vorgelegt. Dort zeigt sich die Auslautverhärtung durch morphophonemische Alternanz von inlautend stimmhaftem bzw. lenis- mit auslautend stimmlosen bzw. fortis-Okkl. (Nach Vaught (1977) ist unter den Okkl. am stärksten g, etwas weniger b, am wenigsten d von der Auslautverhärtung betroffen.). Penzl (1975:84) ist der Meinung, „der ahd. Isidor zeigen labiale und velare Tenuisschreibungen [...] im Silbenauslaut als eine Art Auslautsverschiebung“. Er nennt dafür u.a. die Beispiele, *selp* sowie *almahtic*. Weiter kommentiert er: „[...] andere spätahd. Denkmäler und die Folgeentwicklung bestätigen den Rückgang der frühahd. Medienverschiebung mit Ausnahme von Dentalen und Auslautstellung“. (Die Voraussetzung dieser Ansicht ist, dass die Medienverschiebung trotz ihrer Beziehung zur hochdeutschen Tenuisverschiebung als ein selbständiger, auch zeitlich verschiedener Lautwandel anzusetzen ist.) Szulc (1987:107) thematisiert eine Umstrukturierung im Bereich der stimmlosen Labiale, indem er den Zusammenfall der Reflexe des vorahd. auslautenden postvokalischen /p/ (z.B. *skif* ‘Schiff’ < vorahd. /skip/) mit dem Reflex

des auslautenden vorahd. /f/ (z.B. ahd. *huof* ‘Hof’ < vorahd. /hōf/) anführt.

- 4 Der Terminus ‘Auslautverhärtung’ wird zuerst in Gierachs Bearbeitung von Pauls „Mhd. Grammatik“ (¹³1929:52) zur Bezeichnung der mhd. Alternanzen verwendet, für die Alternanzen der modernen Ausspracheregulation erstmals 1957 in der von de Boor und Diels bearbeiteten Auflage des Siebs (¹⁶1957:61). Vorher waren Bezeichnungen wie ‘stellungsbedingter’ bzw. ‘geregelter Konsonantenwechsel’ oder ‘Lautveränderungen im Auslaut’ gebräuchlich.
- 5 Die Anmerkung in den vorangehenden Auflagen lautete: „Die handschriften sind nicht consequent und es finden sich schreibungen wie *tag, neig, neigte*“.
- 6 Für das Altniederländische setzt Goossens (1974:65ff.) die Auslautverhärtung bereits als vollzogen voraus. In Bezug auf die Auslautverhärtung des Altniederländischen behauptet Goossens (1974:66): „da in der Flexion und Wortbildung dauernd auslautende stimmlose Konsonanten mit inlautenden stimmhaften Konsonanten wechseln, läßt sich die Stimmalternanz gut belegen,“ und er nennt die folgenden Beispiele des Wechsels von t - d : *vant* ‘vond’ - *findan* ‘vinden’. Interessant ist auch, dass er für das Altniederländische festgestellt hat: „was wg [ð] betrifft, so erscheint dieses im altniederländischen Auslaut nicht erwartungsgemäß als th ([p]), sondern als t (*got* ‘god’, *trat* ‘trad’ usw.).“ So beschreibt er die Auslautverhärtung von {p}. Hier ist die Frage, ob man so deutlich, wie Goossens behauptet auch im Altsächsischen die Spuren der Auslautverhärtung feststellen kann. Vgl. Goossens (1974:66): „Im Mnl. wurden die Stimmalternanzen in der Rechtschreibung meistens consequent bezeichnet, indem man im Inlaut das Zeichen für den stimmhaften, im Auslaut das für den stimmlosen Konsonanten verwendete. Später ist eine feste Orthographieregel zustande gekommen.“ Deshalb führt er aus: „Da durch die Auslautverhärtung die Stimmkorrelation im Auslaut neutralisiert war, konnte man in dieser Stellung auch das Zeichen für den alternierenden, stimmhaften Konsonanten verwenden. Beispiele: *sind* ‘zijn’ (3.P.Pl) neben *sint*, *god* ‘god’ neben *got*.“
- 7 Die graphematische Annäherung der Lautpositionen {p} wird folgendermaßen untersucht: Wie ist die graphematische Wiedergabe von {p} in stimmhafter Umgebung inlautend (d.h. np-, lp-, rp-, Vp-) und auslautend (d.h. np#, lp#, rp#, Vp#)? Die Graphienverteilung soll in Hinblick auf kombinatorische und freie Variation untersucht werden.

- 8 Gallée (³1993:166-167, 171) ist der Meinung: „wgm. gutturale stimmhafte explosiva sind as. meist zu stimmhafter spirans geworden.“
- 9 Es gibt im Sprachraum einige Tendenzen, z.B. Fortisfrikative werden öfter inlautend lenisiert.
- 10 Dabei stehen die Handschriften M und C aufgrund ihres Umfangs im Mittelpunkt.
- 11 Die Auslautverhärtung stellt heute die international bekannteste und meist behandelte Sprachregel des Deutschen dar.

12

Labiale	⟨v⟩ – ⟨f⟩	<i>loves – lof</i> ‘Lobes - Lob’ <i>hoves – hof</i> ‘Hofes – Hof’
	⟨b⟩ – ⟨p⟩	<i>lambes – lamp</i> ‘Lammes - Lamm’
Dentale	⟨d⟩ – ⟨t⟩	<i>breides – breit</i> ‘breites – breit’ <i>eides – eit</i> ‘Eides - Eid’
	⟨ð⟩ – ⟨s⟩	<i>hūses – hūs</i> ‘Hauses – Haus’
Gutturale	⟨g⟩ – ⟨ch⟩	<i>slāges – slach</i> ‘Schlages - Schlag’ <i>hōges – hōch</i> ‘hohes – hoch’
	⟨g⟩ – ⟨c⟩	<i>langes – lanc</i> ‘langes – lang’

Im niederländischen Sprachraum ist der Typ vom 9. Jahrhundert bis in die moderne Standardsprache durchgehend in Gebrauch geblieben.

Literaturverzeichnis

- Bahder, K. von (1890): *Grundlagen des neuhochdeutschen Lautsystems. Beiträge zur Geschichte der deutschen Schriftsprache im 15. und 16. Jahrhundert*. Straßburg.
- Behaghel, O. (³1911/⁵1928): *Geschichte der deutschen Sprache*. 3. Aufl. Straßburg 1911; 5. Aufl. Berlin 1928.
- Braune, W. (1886/¹⁴1987): *Althochdeutsche Grammatik*. Tübingen.
- Cordes, G. (1973): *Altniederdeutsches Elementarbuch*. Heidelberg.
- Elementaler, M. (1993): „Probleme der Rekonstruktion stadtsprachlicher Schreibsysteme am Beispiel Duisburgs.“ In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. LX-1, S.1-20.
- Elementaler, Michael (1998): „Diachrone Schreibsprachenforschung und historische Dialektologie des Niederdeutschen.“ In: *Niederdeutsches Jahrbuch* 121. Neumünster,

S. 25-58.

- Ernst, P. (1994): *Die Anfänge der frühneuhochdeutschen Schreibsprache in Wien*. Wien.
- Gallée, J. (1891/³1993): *Altsächsische Grammatik*. Tübingen.
- Glaser, E. (1985): *Graphische Studien zum Schreibsprachwandel vom 13. bis 16. Jh. Vergleich verschiedener Handschriften des Augsburger Stadtbuches*. Heidelberg.
- Glaser, E. (1988): „Autonomie und phonologischer Bezug bei der Untersuchung älterer Schriftlichkeit.“ In: *PBB* 110 (1988), S.313-331.
- Goossens, J. (1974): *Historische Philologie des Niederländischen*. Tübingen.
- Holthausen, F. (1921): *Altsächsisches Elementarbuch*. Heidelberg.
- Klein, Th. (1977): *Studien zur Wechselbeziehung zwischen altsächsischem und althochdeutschem Schreibwesen und ihrer sprach- und kulturgeschichtlichen Bedeutung*. Göppingen.
- Mausser, O (1933): *Mittelhochdeutsche Grammatik auf vergleichender Grundlage mit besonderer Berücksichtigung des Althochdeutschen, Urgermanischen, Urwestgermanischen, Urindogermanischen und der Mundarten*. I-II. Teil. München.
- Michels, Victor (⁴1921/⁵1979): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Heidelberg.
- Moser, V. (1971): *Historisch-grammatische Einführung in die frühneuhochdeutschen Schriftidialekte*. Halle 1909. Nachdruck Darmstadt 1971.
- Odwarka, K. (1973): *The Consonant System of Manuscript M of the Old Saxon Heliand*. Dissertation. Michigan.
- Odwarka, K. (1982): „Evidence of Auslautfortisierung in Old Saxon.“ In: *Papers from the 3rd International Conference on Historical Linguistics*. Amsterdam, S.323-343.
- Paul, H. (1880): *Principien der Sprachgeschichte*. 1. Aufl. Halle 1880; 5. Aufl. Halle 1920; Neudruck Tübingen 1995.
- Paul, H. (1881/⁸1911/¹³1929/²³1989): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Tübingen.
- Penzl, H. (1975): *Vom Urgermanischen zum Neuhochdeutschen. Eine historische Phonologie*. Berlin.
- Rauch, I. (1992): *The Old Saxon Language*. New York.
- Scheuermann, U. (1985): „Die Diagliederung des Altniederdeutschen (Altsächsischen).“ In: Besch, W. et al.: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 2. Halbband. Berlin/New York ²2000. S. 1283-1288.
- Siebs, T. (¹⁶1957): *Deutsche Bühnensprache*. 10. Aufl. Bonn 1912; 15. Aufl. Köln 1930; 16.

- Aufl. unter dem Titel: Siebs, Deutsche Hochsprache, Bühnensprache herausgegeben von Helmut de Boor und Paul Diels. Berlin 1957; 19. Aufl. unter dem Titel: Siebs, Deutsche Aussprache, Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch herausgegeben von Helmut de Boor, Hugo Moser und Christian Winkler. Berlin 1969.
- Sievers, E. (1876): *Grundzüge der Lautphysiologie. Zur Einführung in das Studium der Lautlehre der indogermanischen Sprachen*. Leipzig.
- Simmler, F. (1981): *Graphematisch-phonematische Studien zum althochdeutschen Konsonantismus*. Heidelberg.
- Sonderegger, S. (1998): „Sprachgeschichtsforschung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.“ In: Besch, W. et al.: *Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung*. 1. Halbband. Berlin/New York ²1998. S. 443-473.
- Steffens, R. (1988): *Zur Graphemik domanialer Rechtsquellen aus Mainz (1315-1564). Ein Beitrag zur Geschichte des Frühneuhochdeutschen anhand von Urbaren*. Stuttgart.
- Stellmacher, D. (1990): *Niederdeutsche Sprache*. Bern.
- Sütterlin, L. (1924): *Neuhochdeutsche Grammatik mit besonderer Berücksichtigung der neuhochdeutschen Mundarten. 1. Hälfte: Einleitung, Lautverhältnisse, Wortbiegung*. München.
- Szulc, A. (1987): *Historische Phonologie des Deutschen*. Tübingen.
- Vaught, G.M. (1977): *A Study of Auslautfortisierung in Old High German*. Dissertation. University of Massachusetts.
- Weinhold, K. (1852): „Über deutsche Rechtschreibung.“ In: *Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien* 3, S. 93-128.
- Wiesinger, P. (1996): *Schreibung und Aussprache im älteren Frühneuhochdeutschen. Zum Verhältnis von Graphem - Phonem - Phon am bairisch-österreichischen Beispiel von Andreas Kurzmann um 1400*. Berlin.
- Wilmanns, W. (1880): *Kommentar zur Preußischen Schulorthographie*. Berlin.
- Wilmanns, W. (1893): *Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Niederdeutsch*. Bd. 1. 1. Aufl. Straßburg 1893; 3. Aufl. Straßburg 1911. Neudruck Berlin 1967.
- Woods, J. D. (1975): *A synchronic phonology of the Old Saxon of Heliand-M*. Ann Arbor.